

Acht Thesen zu einer globalen Friedensordnung

Was bewegt die Friedensbewegung?

Von VOLKER FREYSTEDT



Wer seine berufliche Identität aus der Bekämpfung eines Übels bezieht, muss aufpassen, dass er nicht vom Weiterexistieren dieses Notstandes abhängig wird. Das gilt u. a. für Ärzte, die Krankheiten heilen, das gilt für Sozialarbeiter, die Armut und für Hilfsorganisationen, die Elend bekämpfen. Gilt Ähnliches auch für die „Friedensbewegung“? Braucht sie die Kriegsdrohung, um sich zu formieren, während sie in Friedenszeiten wieder in der Versenkung verschwindet? Volker Freystedt meint, gerade jetzt sollte uns daran gelegen sein, durchdachte langfristige Konzepte für einen Frieden zu entwickeln, der mehr ist als das Intervall zwischen zwei Kriegen. Seine acht Thesen umfassen außen-, wirtschafts- und bildungspolitische Maßnahmen und betonen dabei die Verantwortung jedes Einzelnen.

Man kann aus Bajonetten einen Thron bauen,
aber man kann nicht lange darauf sitzen.

Boris Jelzin

Meine These Nr. 1: Die »Friedensbewegung« ist eigentlich eine Anti-Kriegs-Bewegung. Sie bewegt in erster Linie sich selbst, und zwar im öffentlichen Raum, um dort durch ihre physische Präsenz bei Demonstrationen, Kundgebungen, Mahnwachen, Lichterketten und anderen Veranstaltungen vor allem eine Art medialen body count auszulösen (»Die größte Demo seit ...«). Der Gegenseite der Kriegstreiber sollte gezeigt werden: Wir sind viele, unterschätzt uns nicht!

Das Dilemma der »Neinsager«

Man kann zwar »Nein« zum Krieg sagen, aber nicht »Ja« zum Frieden. Zum Frieden muss man sagen, wie man ihn erreichen will. Frieden ist kein Status, sondern ein Prozess. Wer »Nein« sagt zum Krieg, sagt noch kein Wort darüber, wie der Frieden aussehen könnte. Die große Frage war immer schon: Was machen die Kriegsgegner, wenn der Krieg doch geführt und irgendwann beendet sein wird? Werden dann die Transparente eingerollt und bis auf weiteres hinters Sofa gelegt, auf dem man dann Platz nimmt, um auf die nächste Kriegsandrohung zu warten? Die ZEIT mutmaßte bereits Anfang April 2003: »Paradoxiertweise begann mit dem Beginn des Krieges der Niedergang der Friedensbewegung«.

Ein Ziel – viele Wege

Meine These Nr. 2: Eine wirkliche »Friedens«bewegung, die etwas zur Entwicklung friedensfördernder Strukturen tut, kann es nur im Frieden geben. Deshalb ist es gerade unsere Aufgabe in den vom Krieg verschonten und demokratisch regierten Ländern, unsere diesbezüglichen Anstrengungen zu verstärken und zu koordinieren. Es gibt allerdings sehr unterschiedliche Auffassungen vom Frieden, und die Verständigung ist deshalb so schwierig, weil vergessen wird zu definieren, über was wir gerade reden: Meinen wir die Vision am fernen geistigen Horizont, oder meinen wir deren schrittweise praktische Umsetzung auf den nächsten Metern der Tagespolitik?

Meine These Nr. 3 lautet deshalb: Wenn die Friedensbewegungen erfolgreich sein sollen, müssen wir klar unterscheiden zwischen dem gemeinsamen Ziel und den unterschiedlichen,

aber parallel zu gehenden Wegen. Als Ziel ist denkbar eine Welt ohne Waffen, in der alle Konflikte mit friedlichen Mitteln der Auseinandersetzung gelöst werden. Aber als Weg dorthin die sofortige Vernichtung aller Waffen zu fordern, kann nur den Vorwurf der Träumerei einbringen. Denn es ist illusorisch, dass sich alle dazu bereit erklären werden, gleichzeitig ihre Waffenarsenale zu verschrotten und keine mehr herzustellen. Solche Entscheidungen setzen zunächst und zumindest demokratische Strukturen und ein gewisses Wohlstandsniveau voraus. In Europa hat kaum jemand ernstlich Interesse an einem Krieg, weil er weiß, dass es nur etwas zu verlieren gibt. Aber was ist mit den Menschen, die nichts anderes kennen als in den Diensten eines Stammesführers oder im Unterdrückungsapparat eines Diktators auf Gelegenheiten zu Plünderungen oder Beförderung zu hoffen?

»Das Böse« eingrenzen?

Damit es so weit kommt, dass alle Staaten freiwillig ihre Waffen vernichten, müssen die Staaten, die dazu bereit sind, sich durch eine gemeinsame Armee, die die Funktion einer Weltpolizei ausübt, schützen können. Gleichzeitig könnte eine solche UN-Truppe dazu dienen, über wirtschaftlichen und politischen Druck hinaus als handfeste Drohkulisse Veränderungen in den noch bestehenden Diktaturen zu bewirken.

Wohl gemerkt: Es ist nicht von einer »Weltpolizei« die Rede, wie sie die USA derzeit verstehen. Ihr Modell lässt sich in etwa vergleichen mit der Rekrutierung von Sheriff und Hilfssheriff aus der mächtigsten Familie im County. Wessen Interessen würden die wohl vertreten?

Hinter der Logik der Wehrhaftigkeit steckt auch der Wunsch, »das Böse« so scharf eingrenzen zu können wie einen Tumor, der keine Metastasen entwickelt hat, um den dann mit einer punktgenauen Operation zu entfernen und so den gesunden Organismus zu retten. So bei der Verfolgung von Bin Laden oder Saddam Hussein. Das sind geistige Sandkastenspiele, die mich stark an die erinnern, mit denen man früher Kriegsdienstverweigerer in Gewissenskonflikte zu stürzen versuchte.

» » »



Die Mär von Angriff und Verteidigung

Ein Krieg wird geführt, um etwas zu erreichen, das ohne diesen Krieg nicht oder nicht so schnell erreichbar wäre. Zum Beispiel die Aneignung eines fremden Territoriums mit seinen Ressourcen oder die Entmachtung eines Diktators. Das klingt einfach und einleuchtend. Doch die Realität ist verzwickter: Wenn A-Land B-Land überfällt und unterwirft, so gilt A-Land als Sieger und B-Land als Besiegter. Doch es gibt auch in A-Land Verlierer; dies sind in erster Linie die, die ihr Leben im Kampf verlieren sowie deren Angehörige. Und es gibt auch in B-Land Gewinner: das sind zum einen die, die vorher unterdrückt wurden, nun aber durch ihre Nähe zur Ideologie des Siegers zum Zuge kommen; aber auch von denen, die vorher in B-Land zu den Privilegierten und Unterdrückten gehörten, schaffen es viele wieder nach oben, sei es als Wendehälse oder als nützliche Funktionäre. Das hat sich in Deutschland nach dem 2. Weltkrieg so gezeigt, und das wird sich auch im Irak zeigen.

Deshalb ist ein Krieg auch für das siegreiche Land nie im persönlichen Interesse und zum Vorteil aller seiner Bürger. Wie bekommt dann ein Staat seine Bürger dazu, das Risiko eines Krieges auf sich zu nehmen, auch ohne dass ihnen darin ein Vorteil winkt? Göring antwortete im Nürnberger Tribunal auf diese Frage, das sei für die Regierenden doch eine einfache Sache. Egal ob in einer Demokratie, einer faschistischen oder kommunistischen Diktatur: Wer die Leute zum Krieg bewegen will, auch wenn sie selbst keinen wollen, muss ihnen nur sagen, dass sie angegriffen werden; die Pazifisten beschuldigt man dann des fehlenden Patriotismus und erklärt, sie würden das Land gefährden. Diese Methode wirkt in jedem Land, meinte Göring, und sein Rat an die Regierenden, wird allem Anschein nach auch heute noch befolgt.

Der Ursprung der Gewalt

Dazu These Nr. 4: Doch warum glauben wir so leicht daran, angegriffen zu werden? Wir sind immer im Krieg. Wir führen einen alltäglichen Kampf, um uns das anzueignen, was die Natur

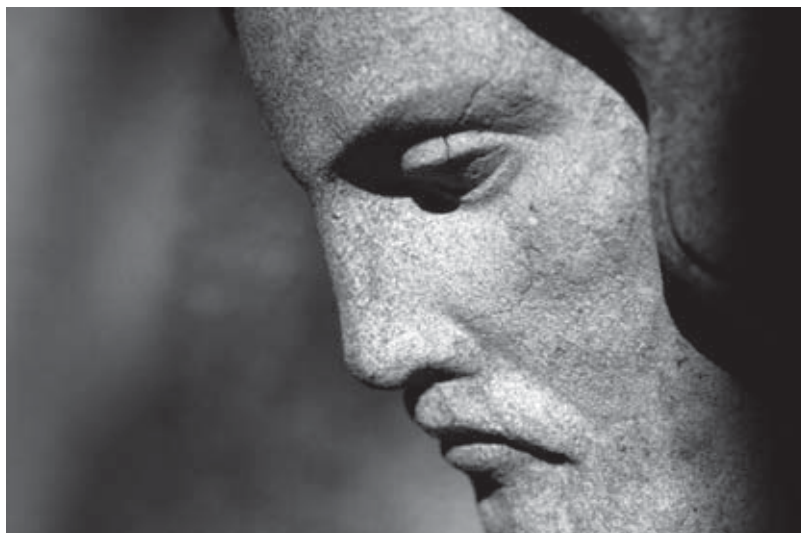
an Ressourcen bietet – und später um das, was Menschenverstand und -hand daraus machen. Unser Kampf gegen die Natur ist ein weites Kriegsterrain. Wir meinen, ihr alles Nötige abringen oder entreißen zu müssen: Nahrung, Rohstoffe, Energie. Wir meinen, uns gegen Bedrohungen durch andere Lebewesen mit Gewalt und Vernichtung verteidigen zu müssen, seien es nun »wilde Tiere« oder Krankheitserreger.

Dieses Aneignen und Verteidigen mit Gewalt hat seine Vorgeschichte. Der amerikanische Forscher James DeMeo ist der Überzeugung, dramatische Klimaveränderungen hätten Hungersnöte verursacht, die wiederum zu Migrationswellen führten, die gewalttätige Strukturen in den betroffenen Gesellschaften und emotionale Panzerungen bei den Individuen bewirkt hätten. Diese Entwicklung habe vor etwa 6.000 Jahren in einer Zone, die DeMeo »Saharasia« nennt begonnen, eine Region von der Sahara über Arabien bis in die zentralasiatischen Wüsten. Als sich einstmals fruchtbare Gebiete mehr und mehr in Wüsten verwandelten, hungerten die Menschen, was auch zu einer emotionalen Kontraktion führte. Sie waren gezwungen, in andere Gebiete gewaltsam vorzudringen. Die Wellen dieser Verhärtung und Hinwendung zur Gewalt verbreiteten sich immer weiter, auch wenn sie dabei an Intensität verloren.

Bernd Senf (Autor von »Die Wiederentdeckung des Lebendigen«) beschreibt auf der Basis der Arbeiten Wilhelm Reichs und eigener ökonomischer Erkenntnisse eine Verstärkung der Gewalttendenzen in den westlichen Ländern einerseits durch die Sexualunterdrückung (Christentum) und andererseits durch die gewalttätigen Energien, die dem kapitalistischen Wirtschaftssystem innewohnen.

Kapitalismus – unpersönliche Gewalt

Wir haben es zu einem so krassen Missverhältnis kommen lassen, dass wenigen Hundert Menschen inzwischen mehr gehört als der Hälfte der Menschheit. Doch Bill Gates (als ein Beispiel) ist ein netter Junge, er geht nicht mit vorgehaltener Pistole hin und beraubt jemanden persönlich. Er be- » » »



dient sich eines »sauberen« Systems - oder besser: Das System bedient ihn, weil er gerade an der richtigen Stelle sitzt. Es saugt als eine Art Megastaubsauger die Wertschöpfung von Millionen ab und bläst sie auf einen Milliardenhaufen vor Gates Füße. Was soll man da von ihm erwarten? Schließlich stiftet er bereits viele Milliarden Dollar für gute Zwecke. Der Kapitalismus (ähnlich dem Staatskapitalismus der »sozialistischen Länder« in den Zeiten des kalten Krieges) erübrigt die nackte Gewalt »Mann gegen Mann«; er hat die Gewalt entpersönlicht und ins System aufgenommen, so wie das Salz im Meerwasser aufgelöst ist. Nach so langer Zeit scheint sich niemand mehr daran zu erinnern, dass dieses System unser Werk ist und wir uns somit freiwillig den so genannten »Sachzwängen« unterwerfen!

Dabei sind nicht nur die Ausgebeuteten von negativen Folgen betroffen, sondern auch diejenigen, die oberflächlich betrachtet profitieren. Denn ihr Profit ist vor allem ein materieller, und er wächst auch nur dort an, mit negativen Folgen in anderen Bereichen, etwa im Emotionalen oder Sozialen. Wer heute noch seinen Reichtum genießen will, zahlt einen hohen Preis dafür: Zum einen muss er ständig die jederzeit zugänglichen Informationen über das fortschreitende Elend in der Welt verdrängen, zum anderen kann er seinen Wohlstand zunehmend nur noch in geschützten Gettos ausleben.

Meine These Nr. 5 lautet deshalb: Nur eine grundlegende Reform der auf Zins, Verschuldung und Ausbeutung basierenden heutigen Weltwirtschaftsordnung kann langfristig den Frieden garantieren.

Wer aber sollte die herrschenden Zustände ändern wollen? George Bernard Shaw lässt in seiner »unmanierlichen Komödie« »Zu viel Geld« den Sohn eines wohlhabenden Geschäftsmannes sagen, er sei »unzufrieden, weil andere Menschen arm sind.« Deshalb will er »Weltverbesserer« werden. Die treibenden Kräfte kommen in der Regel daher, wo es den Menschen relativ gut geht, dies aber einigen nicht ausreicht, weil sie über das Elend der anderen nicht hinwegsehen können.

Wir haben kein Vertrauen

Der amerikanische Wissenschaftler Walter Russell verkündete kurz nach dem 2. Weltkrieg: Solange es Oben und Unten gibt, die einen auf Kosten der anderen leben, gibt es Hass, Angst, Waffen und Kriege. Die Menschen müssten einsehen, dass sie keinem anderen ein Leid zufügen könnten, ohne dass es auf sie zurückkäme. Und Jordaniens Königin Noor sagte vor kurzem in einem Gespräch mit Newsweek: »Mein Mann meinte immer, die Voraussetzung für Frieden sei Gerechtigkeit, und wenn wir im Nahen Osten Gerechtigkeit hinbekommen, werden wir Frieden haben. So einfach ist das.«

Doch das Einfache scheint uns besondere Schwierigkeiten zu machen. Wir haben offenbar kein Vertrauen in Gott, in die Natur, oder was auch immer wir für unser Dasein verantwortlich machen. Wir meinen, uns das Lebensnotwendige gewaltsam aneignen zu müssen, weil es nicht von allein auf uns zukäme. Das Leben sei nicht gerecht gegen uns – wie könne da von uns erwartet werden, gerecht gegen andere zu sein? So rafft der eine (sicherheitshalber!) mehr als er zum guten Leben braucht, und dem anderen bleibt weniger als zum Überleben nötig.

Wie kommen wir nur aus dem Teufelskreis von Gewalt und Gegengewalt heraus, in dem wir uns seit Jahrtausenden befinden? Nun, auf der Ebene der internationalen Politik geht es darum, übergeordnete Gremien einzurichten, wie wir sie heute ansatzweise schon haben, an denen alle Staaten beteiligt sind. Diese Gremien müssen dann mit genug Durchsetzungskraft versehen werden, wie es heute leider nicht der Fall ist. Der Bürger braucht übergangsweise noch das Gefühl der Sicherheit durch militärische Stärke, und wenn sein Staat sie ihm nicht mehr garantieren darf, so muss er sich auf eine andere Institution verlassen können.

Deshalb meine These Nr. 6: Internationale Einrichtungen, die die Funktion einer Weltpolizei, Weltjustiz und präventiven Weltsicherheitspolitik ausüben, müssen installiert bzw. gestärkt werden.

» » »



Vom Stimmvieh zur Bürgerdemokratie

Vor allem aber muss dafür gesorgt werden, dass es keinen Grund mehr für Kriege gibt! Auch wenn man nie alle gleich machen kann, sollte es nicht mehr länger als akzeptabel gelten, dass Menschen das Lebensnotwendigste vorenthalten wird, während andere nicht wissen, was sie sich noch an Extravaganzen leisten sollen. Es ist nicht nur unmenschlich, sondern auch unökonomisch, Geld für Waffen auszugeben, die man nach Möglichkeit nie einsetzen will. Statt dessen sollten alle Menschen eine ausreichende Lebensbasis haben, was auch dazu beitragen würde, dass Menschen nicht mehr aus Not ihre Heimat verlassen. Auf der Ebene der Nationalstaaten brauchen wir dringend eine Fortentwicklung der Demokratie. Es genügt nicht mehr, dass jeder Bürger »seine Stimme abgibt«; er muss auch Gelegenheit haben, seine Stimme ertönen zu lassen.

Meine These Nr. 7 fordert die Stärkung plebiszitärer Elemente in den Staatsverfassungen und die Ergänzung des Mehrheitsprinzips durch konsens- und kompromissorientierte Modelle der Entscheidungsfindung. Dazu gibt es bereits recht weitgehend ausgearbeitete Vorschläge wie z.B. das Modell einer »Soziokratie«, das davon ausgeht, dass bei Beteiligung aller Betroffenen »win-win-Situationen« möglich sind und nicht wie bisher, meistens eine Gruppe ihre Interessen auf Kosten der anderen durchsetzt. Dazu müssten die Menschen allerdings mehr voneinander wissen – und auch mehr von sich selbst. Damit gelangen wir zu den Reformen, die im Bereich der Erziehung nötig sind. Die Vermittlung abfragbaren Wissens sollte nicht mehr das höchste Ziel der Bildung sein. Eine solche Bildung erzeugt vor allem Konkurrenzdruck und die Erfahrung: Wenn ich einem anderen helfe, verschenke ich meinen Vorsprung. Wenn niemand schlechter ist als ich, bin ich nicht gut. Wenn ich nicht gut bin, ja besser bin als andere, bin ich nichts wert. Statt der Lehrpläne müssten die Schüler im Brennpunkt der Bildungspläne stehen: Was braucht das einzelne Kind, um sein Potenzial zu entfalten?

Für das Leben lernen

Wenn Menschen ihre Welt kompetent mitgestalten sollen, gehören zu den wichtigen, heute in Erziehung und Bildung stark vernachlässigten Bereichen u. a. der eigene Körper mit seinen

Funktionen und Abläufen, unsere psychische Entwicklung und die Gesetzmäßigkeiten, denen unsere Gruppenprozesse unterliegen. Nur wenn schon ab dem Kindergartenalter gelernt wird, wie man Konflikte gewaltfrei löst, ist eine Abkehr von gewaltsamer Interessendurchsetzung auch auf Staatenebene denkbar. Weiter gehören die Abläufe in der Natur, im Besonderen über deren Kreisläufe in den Unterrichtsplan, damit schon Kindern klar wird, welche Spielräume wir nutzen können, ohne das komplexe Gefüge, von dem wir alle abhängen, zu stören und damit unsere Lebensgrundlagen zu zerstören. Es hieße dann endlich zurecht: Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir – während es heute oft nur darum geht, anhand von Wissen, dessen Verfallsdatum meist bereits überschritten ist, zur Anpassung ans System zu dressieren

Hiermit kommen wir zu meiner These Nr. 8: In Bildung und Erziehung muss statt Konkurrenzdruck die Entfaltung des individuellen Potenzials des Kindes im Vordergrund stehen.

Hier liegen die langfristigen Aufgaben der Friedensbewegung, auch wenn das für viele etwas weit hergeholt erscheinen mag. Entscheidungen auf der »großen« Politikebene sind unumgänglich, aber ohne eine Basisarbeit an der psychischen und seelischen Weiterentwicklung der Menschen fehlt solchen abstrakten Bauwerken die Tragfähigkeit. Um zur Einheit der Menschheit mit allem anderen Lebendigen zu finden, bedarf es mehr als internationaler Beschlüsse: Es braucht das Erleben der Einheit in jedem Einzelnen.

Das Gute im Menschen

Muss man, um für solche Visionen zu arbeiten, an „das Gute im Menschen“ glauben? Ich halte es da mit dem Philosophen Hans Jonas: „Man darf nicht erst die Aussichten bewerten und daraufhin beschließen, ob man etwas tun soll oder nicht. Sondern umgekehrt, man muss die Pflicht und die Verantwortung erkennen und so handeln, als ob eine Chance da wäre, sogar, wenn man selber sehr daran zweifelt.“ « « «